

mehr κλέος behaupten. Es besteht ferner die Tendenz, κλέος und δόξα in ihrem positiven wie negativen Sinne noch mehr zu präzisieren, wodurch die Bildungen εὐκλεία, δύσκεια sowie εὐδοξία an Bedeutung gewinnen.

Weit zahlreicher als im Epos und in der Lyrik sind alle Wörter ferner in einem ethischen Sinne verwendet. Κλέος und δόξα kommen weiterhin bereits auch in tadelndem Sinne vor und unter τιμή ist verschiedentlich nicht mehr bloß die objektive Ehre zu verstehen, sondern das Wort drückt nunmehr auch die subjektive Ehre aus. Im allgemeinen ist der positive Gehalt des Ruhmes- und Ehrbegriffes noch in voller Geltung. Doch lassen sich schon gewisse Einschränkungen (bei Demokritos) feststellen und bei Herakleitos (?) war eine offenkundige Verurteilung der τιμαί ausgesprochen.

Max Fr. Greindl

z. Z. University of Illinois, Urbana (USA)

BUCHGLOSSEN

1. Altitalisches

Wenn ein Forscher vom Range Eduard Nordens auf dem Gebiet des Römischen, auf das er sich zunehmend konzentriert hat, ein Ergebnis jahrzehntelanger Arbeit veröffentlicht¹⁾, so kann ein solches Buch für eine Weile die Öffentlichkeit auch in Irrtümern beeinflussen. Es seien mir daher einige Bemerkungen gestattet.

Das jedenfalls sehr früh entstandene Carmen arvale *Enos Lases iuvate* wird aufgrund griechischer chorlyrischer Analogien als „Carmen graecanicum“ bezeichnet. Ob die Ähnlichkeiten dazu reichen, ist mir nicht sicher, man gelangt mit dem Stück doch wohl in eine Zeit hinauf, wo, wenn überhaupt, mehr mit etruskischem als griechischem Einfluß zu rechnen ist. N. legt besonderes Gewicht auf die beiderseits häufigen Aufforderungen der Choreuten, noch mehr zu singen. So kommt er S. 201 auf Horaz c. I 21 zu sprechen,

1) Skrifter Lund 1939. Vgl. Bickel d. Z. oben S. 28 ff.

das Kinderchorlied auf Diana und Apollo, wobei er sich Heinzes Kommentar anschließt. Griechische Chorlyrik ausreichend heranzuziehen, war nicht die Stärke dieses Buches, vgl. meine Besprechung der letzten Auflage 1931²⁾). Da meinte Heinze, dieses Gedicht kündige nur ein anderes, leider entweder nicht entstandenes oder nicht aufgenommenes an, in dem die versprochenen Singleleistungen dann kamen. Hier bedeutete Heinze⁷ einen Rückschritt gegenüber Heinze⁶ 1917. Damals hatte Heinze geschrieben: „Ebensogut freilich möglich, daß die Situation lediglich fingiert ist wie bei dem catullischen Hymnus 34“. Jetzt nehmen es Heinze und Norden massiv real und gläubig kultisch. Norden ist darob genötigt, Wilamowitz hier für unbefriedigend zu erklären, der in sehr lesenswerten Ausführungen³⁾ sich dagegen wandte, Catull und Horaz göttergläubiger zu machen als damals die Leute waren. Norden rechnete seinerseits zur Erklärung hier denn auch mit griechischem Vorbild. Er „vermutet“, „daß es in griechischer Lyrik kleine proöimienartige Gebilde gegeben habe, deren Inhalt sich auf die Aufforderung zu einem demnächst zu singenden Kultliede und dessen Voraussage beschränkte“. Ich stehe nicht an, hier den philologischen Instinkt von Ed. Norden ehrlich zu bewundern, ein Blick auf die griechische Hymnendichtung bestätigt seine Vermutung ausgiebig.

Aber auch da ist alles fiktiv. Es ist eine berühmte Eigentümlichkeit schon gleich der homerischen Hymnen, daß sie am Schluß betuern αὐτὰρ ἐγὼ καὶ σεῖο καὶ ἄλλης μνήσομ' αἰοῖδης oder ähnlich. Wenn solche Proöimien nur aus ein paar Versen bestehen wie die meisten, kommt es schon genau auf die von N. vermuteten Gebilde hinaus. Auch hier hat man, bestärkt durch falsche Deutung des Wortes προοίμιον als 'Präludium', das in den Schlußversen liegende Versprechen lange Zeit real präzise genommen und gemeint, damit würde ein Stück Eposvortrag angekündigt, der sofort folgte. Man weiß jetzt, daß προοίμιον 'Hymnos', nicht Einleitung bedeutet, und daß in jenen Schlußversen zunächst nur eine allgemeine fromme προαίρεσις verlautbart wird. In dem homerischen Hymnenbuch ist man weltweit von magischen Kult hymnen entfernt, das sind schon ganz heitere verspielte Stücke. Beim Hermes-, Aphrodite-, Panhymnos sieht es jeder, bei den andern wird man es auch noch lernen. Auch mit der Ankündigung wieder mal zu singen wird gespielt, so

2) DLZ 1931, 393.

3) Wilamowitz, GldHell. II 437.

Apollonhymn. 177 f., und zwar so, daß der Dichter sofort weiter loslegt gemäß dem Versprechen der Formel⁴⁾). Auch später gibt es Gedichte, in denen der Chor bzw. der Chordichter sich auffordert oder die Choreuten einander auffordern läßt, das oder das zu besingen. Oder ein Ich im Chortexte kündigt an, etwas besingen zu wollen. Ich nenne da Pindar O. 9, 109, Nem. 2, 24; 5, 50; 7, 84, Isthm. 3, 75. Es ist eines der ersten Dinge, die der Pindarleser in sich aufnehmen muß, daß dies nicht bedeutet: diese Hauptgesangsleistung wird nächstens noch kommen, sondern daß das Besingen mit dieser Aufforderung geleistet und abgegolten ist⁵⁾). Man hatte bisher den Eindruck, daß dies bei Pindar etwas Spielerisches und Fiktives sei, erst recht im I. Jahrh. bei Catull 34 und Horaz I 21. Aber nun kommt der Gewinn davon, daß Norden das Arvallied mit den altgriechischen Chordichtungen zusammengehalten hat. Man sieht, diese Formeigentümlichkeit ist uralt. Sie muß daher allgemein volkskundlich begriffen werden. Die Erklärung scheint mir psychologisch nicht schwer. Es ist ein Stück primitiver Gebetstechnik. Es wird gegenüber den Dämonen da drüben etwas mehr Gebets- und Huldigungsleistung markiert als vollbracht, mit ständigen Ankündigungen Singe du! Nun wollen wir singen! Ich werde dir singen! usw. Es wird Übereifer gegen die Gottheit hin an den Tag gelegt. Man kann nie wissen, besser zehnmal zuviel als einmal zu wenig. Das hat sich als Gedichttypus sehr lange gehalten. Aber ehe man ein Stück wie *Enos Lases iuvate* deshalb als von Griechischem abhängig bezeichnet, müßte man sich noch sehr ethnographisch in den primitiven Literaturen umtun, ob es das nicht auch dort gibt. Ich möchte nur darauf hinweisen, daß diese Aufforderungen auch in den Psalmen sehr häufig sind.

Die Erörterung über das Wort *templum* bei Norden a. O. S. 16 ff. ist sehr lesenswert, aber der Eröffnungssatz: „*Templum* ist eines der ältesten Wörter der lateinischen

4) Dazu Vf., Echtheitsfragen, Berlin 1939, 9 ff. 73 ff. Kakridis hat soeben gezeigt, wie der Zusammenhang der Verse 177—183 dadurch geschützt ist, daß lauter Apollonmotive aus Ilias A bewußt wörtlich zitiert sind (Ἐπιστ. Ἐπετηρ. φιλοσ. Σχολῆς Πανεπιστ. Athen 1940 S. 6).

5) Fel. Jacoby, Theognis, SBBln 1931, 118: „Oder sie können in der Form der Ankündigung gleich die angekündigte Sache selbst geben“ (gemeint sind die Sphragisverse des Theognis; Pohlenz GGA 1932, 417 ff. hat diese Möglichkeit zur Gewißheit erhoben). Vf., Die archaische Mythenzählung 10. 53.

Sprache“ ist nicht glücklich, es fehlt diesem Superlativ ein erkennbarer Inhalt. Der Wortschatz sämtlicher Sprachen ist prähistorisch, so alt wie man will. Wenn etwas zugunsten des Alters eines Wortes gesagt werden soll, so kann unter Umständen hervorgehoben werden, daß es nicht ein in feststellbarer Zeit eingedrungenes Lehnwort ist, sondern zu der ererbten Substanz gehört. Aber innerhalb des Hauptwortschatzes der Sprachen, der Wurzeln, gibt es keine uns erkennbaren Altersunterschiede. Niemand wird wohl behaupten wollen, das Gros der lateinischen Wörter sei sprachgeschichtlich jünger als etwa eine bestimmte Gruppe sakraler Ausdrücke, es sei denn, er habe einen terminus post quem z. B. für *magnus, pecus, vir, movere, tuli, video, mens, liber, ius* und unzählige andere, der sie als jünger erweist als das Wort *templum*. Die Sachgruppen des menschlichen Lebens, in die diese fallen, sind schwerlich jünger als die Sachgruppe Religion. Diese ändert sich nur im Laufe der Zeiten mehr als jene. Also statt „eines der ältesten“ lies: „ein altes“.

Zu S. 208. Die isolierende Betrachtung der Vergöttlichung abstrakter Begriffe, der sog. *Personifikationen* ist anscheinend unausrottbar. Aber mit den Griechen und Römern kommt man da nicht aus, vgl. *Antiquité class.* 6 1937, 240.

Zu S. 216, 1. Wenn es in dem Gemeindegebet von Gubbio heißt: *Fisovi Sancii, salvom servato arcis Fisiae, urbis Iguvinae nomen magistratus ritus viros pecua fundos fruges*, so liegt in dieser Verwendung des Wortes *nomen* keine Schwierigkeit. Nordens Erklärung, sie trage „den Stempel ausgeprägten Stammesbewußtseins, das alle denselben Namen führenden Angehörigen eines Stammes verbindet“, begibt sich ohne Not in den seelischen Bereich. *Nomen* ist, wie so oft auch z. B. im Zauber, zugleich Bezeichnung und bezeichnete Sache. *nomen urbis* usw. heißt auch hier einfach 'das Wort und damit die Sache statt Iguvium'.

Sehr schön sind die Belege dafür, S. 265 ff. und 292, daß die bekannte Form der *Selbstvorstellung* eines handwerklich gefertigten Gegenstandes altorientalischer Herkunft ist. Die Tatsache selbst hat schon C. Fries in seinen „Alexandrinischen Untersuchungen“⁶⁾ gezeigt.

6) d. Z. 59 1904, 215 ff. Ein weiterer schöner alter Beleg ist die kürzlich in Olympia gefundene Bronzestatue eines Wettläufers (etwa 480), auf dessen rechtem Oberschenkel geschrieben steht ΔΙΦΟΣ ΙΜΙ 'ich gehöre dem Zeus', abgebildet *Antike* 15 1939, 48. Was daraus für die Aussprache des *et* folgt, gedenke ich an anderem Ort zu behandeln.

2. Zu Ilias A.

Auch auf griechischem Gebiet gibt jenes grundgelehrte Buch Nordens, „Aus altröm. Priesterbüchern“ mir Anlaß zu einer Ausführung. S. 269 habe ich wohl die Ehre, mit „jenen Unentwegten“⁷⁾, den „unbedingten Unitariern“ in der Homerfrage gemeint zu sein. Nur solche könnten „die in Chryse spielende Episode odysseischen Charakters dem Dichter des A. zuschreiben“. Hier verteidigt N. Wilamowitz und seine homerzerscheidenden Anhänger gegen Schadewaldt. Norden möchte mit der erneuten Athetese von A 428 b—487, notabene innerhalb eines besonderen Alphadichters, das erste Vorkommen eines chorischen Kunstgedichtes an einen Gott, hier eines Paians für Apollon A 473 zeitlich spätmachen. Aber wenn dergleichen vorher nicht erwähnt ist, kann es doch vorher vorhanden gewesen sein. Die Musen machen A 604 Wechselgesang und waren neun, also schon ein Doppelquartett. Man sieht, es hängt sehr wenig davon ab, N. nimmt die Gelegenheit wahr, ein Wort für die Homerzerscheidung einzulegen, obwohl er sich für „nicht berufen“ erklärt, in eine Diskussion einzutreten. Gerade weil dies also mehr aus unentwegter Treue zu Jacoby⁸⁾ geschieht und dem Gefühl der öffentlichen Meinung entspringt, der er damit die Unterstützung durch sein Ansehen beschert, möchte ich seine beiden Einwände gegen die Echtheit der schönen Fahrt des Odysseus nach Chryse nicht unwidersprochen lassen.

Der erste Einwand, längst von Wilamowitz und Schadewaldt besprochen, entspringt dem berühmten⁹⁾ Stilgefühl: „nicht nur im Stil odysseisch, sondern auch im Ethos ἥδύ τι καὶ διηγηματικόν“. Statt „Stil“ und „Ethos“ lies: Stoff, Gegenstand, und es stimmt. Aber ist das ein Grund, das aus der Ilias auszuwerfen? Dann müssen viele Gleichnisse, die das friedliche tägliche Leben schildern, auch daran glauben.

Zweiter Einwand: „In V. 429 zürnt Achilleus wegen der γυνή, aber 356. 505 ff. aus verletztem Ehrgefühl; durch jenes Motiv μειοῦται τὸ τοῦ ἥρωικοῦ προσώπου ἀξίωμα“ (die beiden griechischen Formulierungen sind keine antiken Zitate, sondern in der Art antiker Scholiasten geprägte Sätze Nordens). Man staunt, das ehrwürdige ἀπρεπές des seligen Aristarch wieder hervorgeholt zu sehen. Und wenn man nach-

7) Die alten Sprachen 4 1939, 124 ff.

8) Norden a. a. O. 151, 2.

9) Bethe, Hermes 70 1935, 49, 1. Vf., ebd. 241. Echtheitsfragen 3.

schlägt, so findet man, in 356 sagt Achilleus zu seiner Mutter Thetis, man habe ihn entehrt. Sollte er da vielleicht ihr sagen: man hat mir ein Mädchen weggenommen? 505 gibt Thetis diese etwas offiziöse Form wörtlich ausrichtend, wie das bei Homer so ist, an Zeus weiter. 429 dagegen ist ein nachfühlender Bericht des Dichters über den traurig einsamen Achill.

Man weiß übrigens gar nicht, wo man schneiden soll. V. 488 schließt weder an 427a noch an 431a an. Der Erfolg der Fahrt ist ferner unentbehrlich, erst der versöhnte Priester veranlaßt den Apollon Smintheus, die Pest wieder wegzustoßen^{9a}), und das darauf folgende τοῦ δ' ἔκλυε Φοῖβος Ἀπόλλων V. 457 korrespondiert genau den gleichen verhängnisvollen Worten in V. 43; so kam die Pest und so geht sie wieder. Die Geschichte, von der später nie wieder die Rede ist, zeigt eindrucksvoll warnend die furchtbare Macht des Priesters. So etwas gibt es sonst bei den Griechen gar nicht, es mahnt eher an das wunderbare Drama „Kausikas Zorn“ von Kschemisvara¹⁰). Wer sagt, schon in V. 313 f., wo die Griechen sich am Meer reinigen, seien sie von der Pest befreit, muß glauben, daß die Griechen damals ein bißchen Waschen mit Meerwasser für eine ausreichende Kur gegen Pest gehalten haben.

So einfach ist das also nicht, ich muß daher noch etwas fortfahren. Ein Papyrus Vitelli¹¹) des I. Jahrh. n. Chr. enthält eine ausführlichere Fassung, diese und Wilamowitzens Spätdatierung der Chrysefahrt hängt mit einem Verhältnis zum homerischen Apollonhymnos zusammen. Die Achäer landen in jener Iliaspattie zweimal, einmal am Ziel angelangt in Chryse und einmal wieder zurückgekehrt in Troia. Der Apollonhymnos nimmt nun Stücke aus beiden Schilderungen zusammen und erzielt dadurch eine geradezu überhomerische Landung seiner Kreter in Delphi.

9a) Vgl. V. 97 ἀεικέα λοιπὸν ἀπώσσει. Wenn Norden die Chrysefahrt streicht, muß er gegen die besten Herausgeber die Zenodotkonjektur λοιμοῖο βαρείας χεῖρας ἀφέξει dort einsetzen. Zenodot dachte modern medizinisch: die Krankheit wird verschwinden, wenn ihre Ursache nicht mehr länger wirksam ist. Rhianos, Μασσαλιωτική, Aristarch bevorzugen die primitivere Lesart, daß eine neue Aktion des Gottes nötig ist. Das sieht ursprünglicher aus, und so schützen sich V. 97 und 456 gegenseitig.

10) übers. L. Fritze, Leipzig 1882.

11) veröffentlicht von A. Ludwig, Philol. 63 1904, 473 ff. Die Fassung ist nachträglich unter dem Einfluß des Apollonhymnos entstanden, wie Ludwig gleich erkannt hatte.

hymn. 503 ἰστία μὲν πρῶτον κάθεσαν, λῦσαν δὲ βοείας, = A 432
 504 ἰστὸν δ' ἰστοδόκη πέλασαν προτόνοισιν ὑφέντες 433
 505 ἐκ δὲ καὶ αὐτοὶ βαῖνον ἐπὶ ῥηγμῖνι θαλάσσης = A 437
 507 ὑποῦ ἐπὶ ψαμάθοις, ὑπο δ' ἔρματα μακρὰ τά-
 νυσσαν = A 486

Hefermehl¹²⁾ schloß daraus: „Warum sollte es nicht einmal eine Fassung der Chryseisepisode gegeben haben, in der eben jene Verse, die nun auf A 432 ff. und 486 ff. verteilt sind, in dem gleichen Zusammenhang und ungestörter Reihenfolge gelesen worden sind“? Also Folgerung: der Papyrus bietet den Homertext, den der Verfasser des Apollonhymnos gelesen hat. Eine andere Möglichkeit: „Sollen wir vielleicht annehmen, daß der Hymnendichter jene paar kläglichen Verse aus verschiedenen Teilen der Chryseisepisode aufgelesen und zusammengeklebt habe“? wird als anscheinend zu kläglich einfach fallen gelassen. Aber der Verfasser des Apollonhymnos (doch wohl Kynaithos von Chios, in der Zeit zwischen 586 und 548) würde es bestimmt kläglich gefunden haben, daß er eine Strecke von 4 ganzen Versen fortlaufend wörtlich aus der Ilias hätte herübernehmen sollen. Dagegen die feine Kunst des beziehungsreichen Anklingenlassens, das ist sein Stolz, wie es der Stolz jedes Rhapsoden gewesen ist¹³⁾. Schon eine ganz oberflächliche Kenntnisnahme der dichterischen Technik und Entlehnungsweise in den homerischen Dichtungen muß vor chirurgischen Schlußfolgerungen bewahren. Die besonders starken Anlehnungen des Apollonhymnos an das Chrysestück des A gipfeln in einer hübschen Einzelheit, die Hinrichs¹⁴⁾ beobachtet hat. Nur gilt sie umgekehrt als er dachte. Bei seinen Versen 282 ἴκεο δ' ἔς Κρίσην oder 438 ἴξον δ' ἔς Κρίσην εὐδείελον fiel dem iliasfesten Dichter des Apollonhymnos Ilias A 430 ff. ἔς Χρύσην ἴκανεν ein. Möglicherweise war dies für ihn der Anlaß, die erwähnten anderen Verse für seine Landungsschilderung zu bringen. Hinrichs sei im übrigen der Kuriosität halber zur Lektüre empfohlen: er will beweisen, daß der „Flickpoet“, der die Chryseis eingelegt hat, von dem Apollonhymnos abhängt. Und nun kommt, worauf ich hinaus will. Wilamowitz, der Ilias

12) ebd. 66 1907, 197.

13) Vgl. die Arbeiten meiner Schüler A. Teske, Die Homermimesis in den homerischen Hymnen 1936, bes. S. 38, und W. Diehl, Die wörtlichen Beziehungen zwischen Ilias und Odyssee 1938 (=Beiträge zur Sprach-, Stil- und Literaturforschung, Berlin, Nicolai, Heft 8 und 12). Tryfanis, Symb. Osl. 19 1939, 106 ff.

14) Hermes 17 1882, 109. Teske 35.

und Homer 257, 1 die ähnlichen Hefermehl'schen Folgerungen als Anfängerirrtum ablehnt, steht aber noch von den Koinzidenzen mit dem Apollonhymnos her unter dem Eindruck, daß die Chryseepisode dem Apollonhymnos „nahestehe“, d. h. in dessen Zeit gehöre. Aber das tut sie durchaus nicht, dieser will nur an sie anklingen. Wenn das zeitlich nahestehen ist, so steht der ganze Homer jeder anderen Homernachahmung zeitlich nahe, z. B. Vergils Aeneis oder Goethes „Hermann und Dorothea“. Wilamowitz fährt fort: „Dieser Stil, der an der typischen Schilderung des Alltäglichen seine Freude hat, ist einmal Mode geworden; die Odyssee zeigt ihn in vielen Stücken“ (Nordens erster Einwand. Und dann sehr ungeduldig): „So sitzt denn jetzt dieser blaue Lappen auf dem roten Tuhe . . . Warum denn nicht gleich mit den fanatischen (?) Einheitshirten den göttlichen Homer bewundern, der aus unergründlicher Weisheit die typischen gleichgültigen Bilder in abgegriffenen Floskeln zwischen die originelle (!) Schönheit der irdischen und olympischen Szenen schob“. Die „Floskeln“ wurden erst nachher abgegriffen, und die „Weisheit“ des göttlichen Homer ist hier durchaus ergründlich. Es ist eine schöne Kontrastwirkung angestrebt und erreicht. Daß ein friedliches Gegenstück kämpferische Teile unterbricht, ist in der Ilias nicht gerade ohne Beispiel, s. Hektors Abschied von Andromache, die Schildbeschreibung, die Διὸς ἀπάτη und überhaupt die Götterszenen. Bei N. wird Wilamowitzens Bild vom blauen Lappen gar zum „sprengenden Keil“.

Und es ist zweitens das in der ganzen Ilias und der ganzen Odyssee zu beobachtende kunstvolle spannende Hinhalten. Thetis hat ihrem im Groll sich verzehrenden Sohn gesagt, daß 11 Tage gewartet werden muß, bis die Götter von den Aithiopen zurückkommen. Es ist homerisch und natürlich, daß für diese Wartezeit ein „gleichzeitiges Ereignis“ gesucht und gefunden wird, das dieses Loch ausfüllt und es fühlbarer und anschaulicher macht, wie die Frist verstreicht, zu langsam für den gekränkten Achilleus, zu schnell für den Leser, der weiß, was sich da für die Griechen zusammenzieht: das Aufleben des Kriegs und Unterstützung der Troer durch Zeus. Homer gibt eben eine Großerzählung mit durchgehaltener einheitlicher Spannung, mit vielen Verzögerungsschweifungen: Aristien in der Ilias, Telemachie und Irrfahrten in der Odyssee, hinter denen aber die Hauptspannungslinie und der Rahmen nie abreißt. In dieser großen Form sehen sich Ilias und Odyssee vollkommen ähnlich, die eine mit

dem hängenden Tantalosstein der Achilleusversöhnung, die zugleich den Stadtuntergang bedeutet, die andere mit der Freierbeseitigung und der ἀναγνώρισις der Gatten. Das ist dieselbe Handschrift. Die beiden Epen stehen damit unter den anderen Epen, z. B. des Kyklos, allein. Die Verzögerungsabschweifungen, die Ilias und Odyssee erst die besondere symphonische Note, die Möglichkeit zu dem schließlichen ganz großen Durchführungsfinale geben, die soll Homer nicht selbst gemacht, sondern ein Redaktor von anderen wörtlich übernommen haben? Oder sie sollen von Spätlingen, „Eindichtern“ eingeschoben sein? . . . Der literarische Effekt, den dieses größte Genie der Literatur als solchen entdeckt hat, ist ewig. Noch immer lassen die Knaben, auch die großen, ihre Erwartung, wie es mit dem stärksten Helden gehen wird, gern auf die lange Folter spannen.

Greifswald

Franz Dornseiff

MISZELLEN

Χοῖρος 'Mädchen'?

Als Ed. Lübbert seinerzeit in Bonn die Acharner des Aristophanes erklärte, hat er den Dichter mit der Courtoisie behandelt, über die er, der höflichste aller Professoren, verfügte. Doch da er bis V. 750 gelangt war, bemerkte er mit der Miene des Abscheues: „Die folgende Szene werden wir nicht lesen“. Es ist die Szene, in der der Bauer aus Megara seine Töchter in einem Sack präsentiert, um sie auf dem Markte des Dikaiopolis als Schweinchen zu verkaufen. Die Szene ist von dem Dichter in der Tat derart gewürzt, daß sie selbst für die nicht zimperliche alte Komödie in der Häufung von Zoten eine Ausnahme darstellt. Viele Jahre später¹⁾ konnte ich ein siebenbürgisches Märchen, das 71. in Haltrichs Sammlung, nachweisen, in dem das gleiche Motiv, allerdings in weit harmloserer Form, aufscheint. Ein Bauer steckt seine faule Frau in einen Sack und lädt sie auf einen Wagen. Unterwegs zwingt er sie durch Prügel zum Grunzen, wie es des Megarers Töchter tun, er gibt sie dann als Schwein aus. Gerne möchte man schließen, daß bei Aristophanes eine derartige, mehr volkstümliche Schwankunterlage zugrunde liegt. Benutzung von Schwankmotiven ist ja auch sonst bei dem Dichter nachweisbar. Natürlich ist solch eine Vermutung durchaus unsicher, doch wirft eine neue Veröffentlichung auf die Frage ein besonderes Licht. In den Hessischen Blättern für Volkskunde Bd. 37 (1939) hat Friedrich Mößinger einen umfassenden Aufsatz über „Pfungstgestalten“ des deutschen Westens veröffentlicht und dabei auch eine Reihe von Liedern zugegeben, die bei den Umzügen des „Laubmannes“ gesungen werden. Eine Strophe, S. 8, 1b lautet:

1) Wiener Studien 35 (1913) 193.